

Polnisches Theater: Das Monologstück „Der Strand“ oder lebhaftere Vatersuche

Ruth Bender

Zuerst sind da die Rufe. „Hier. Hier bin ich.“ Erst lachend, dann kleiner, verklingend wie von einem verlorenen Kind. Und das ist sie ja auch, wie sie da steht im luftigen Sommerkleid, den Blick in den Himmel und gleichzeitig ganz zurück in sich selbst gerichtet. In die Erinnerung an glückliche Strandausflüge mit dem Vater – und an das Gefühl, ihn doch niemals zu fassen zu kriegen.

Monolog zwischen Trauer und Glücksmomenten

Der Strand ist Sehnsuchtsort und Erinnerungsort zugleich für Irene, die hier spricht, in dem poetischen Monologstück von Luca de Bei auf Vatersuche geht – und auf die Suche nach sich selbst. Tadeusz Galia hat das kleine feine Solo für das Polnische Theater entdeckt und „Der Strand“ zum langen Applaus des Premierenpublikums in deutscher Erstaufführung sichtbar mit Herzblut inszeniert. Und Diana Scheipers gibt der jungen Frau zwischen Sandkiste und Balkontisch (Bühne: Tadeusz Galia), Glücksmomenten und Trauer Gestalt.

„Es gibt etwas, das ich wissen muss“, sagt sie und sucht nach Worten für die eine Frage an den Vater, in der ihr ganzes Leben auf den Punkt kommt. Die Frage, warum er sie, das kleine Kind, einst verlassen hat, um sieben Jahre später, da ist sie zwölf, wieder aufzutauchen. Für die Sonntage am Strand oder im Kino.

Die Frage ist der rote Faden, an dem sich Irene durch ihr Leben hangelt. Zu den Jungs, deren Blicke sie als Teenager genießt und die sie doch allesamt nicht ernst nehmen kann. Zu dem abgebrochenen Studium und Giorgio, den sie heiratet, ohne zu wissen warum, und von dem sie sich bald schon wieder scheiden lässt, weil er sie betrügt. Und zu Debora, der kleinen Tochter, die nun an ihrer Stelle mit dem Opa über den Strand tobt.

„Der Strand“ oder das Spiel mit den Bildern im Kopf

Diana Scheipers ist eine lebhaft versponnene Erzählerin, die ihre Geschichte zwischen Traum und Sein schwingen lässt. Selbstgespräch, Ansprache und Lebensbilanz zugleich. Ein Spiel auch mit den Bildern im Kopf, wenn die Menschen in Irenes Leben aufscheinen als durchsichtige Phantome. Die Schauspielerin wechselt durch Rollen und Lebensphasen, ist übermütiges Spielkind und kleine Meerjungfrau, lässt den Teenager kokett mit den Verehrern spielen und den Zorn auf den untreuen Ehemann in wütige Sandkastenspiele abfließen. Darunter schwebt die Sehnsucht nach dem Vater, nach dem Gesehenwerden und einer normalen Familie. Und wenn sich zwischendurch ihr Blick verschattet, spült die unterschwellige Trauer für Augenblicke an die Oberfläche.

Ja, ein bisschen sentimental wird das schon auch an diesem bittersüßen Abend – aber das macht nichts, weil die Protagonistin längst bei sich, mitten im Leben angekommen ist. Stück für Stück spinnen sich Fäden und Erinnerungsbilder zusammen – nur der Vater bleibt bei aller versuchten Nähe seltsam ungreifbar. Ein unruhiger Geist, selbst gefangen in einem unbekanntem Schmerz. Und irgendwann trifft Irenes Erinnerung auf ihre Gegenwart, ist der Strand zum Sinnbild geworden. Weit und offen und in einer Art Endlosschleife tröstlich wiederkehrend.